Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 37 (1933-1934)

Heft: 2

Artikel: Veronika

Autor: Gos, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663335

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chlädere.

Mer stigered und chräsmed Im goldige Schi. Es Windli um Zacke Pfift lustig eis dri.

Es gahd wie=n= uf Flügle Uf Pösche=n= und Flueh, Als schürgt is vu=n= une Es Zwergli durue. Vu Spihli zu Spihli, Dur's Chämi zum Grat. En Chüng ist, wer zerste Bim Steimannli stahd.

Jetz hä-mer's, jetz hä-mer's, Juheissa, juhe! D' Wält under de Füeße Im silbrige Schnee! —

Und doch, bis in Himmel, — Wie wär's na so wit! Mer sind scho im Himmel. Meh bruched mer nüd!

Ernst Eschmann.

Veronika.

Von Charles Gos*. Berechtigte übertragung von Alfred Graber.

"Mein Verehrtester, Sie glauben also, annehmen zu können, daß wahre Liebe nur in Ihrer Gesellschaftsschicht vorkommt?"

"Allerdings. Verstehen Sie mich richtig: Ich bezeichne mit Gesellschaft die reichen Klassen. Glauben Sie denn wirklich, daß der Kleinbürger zur Liebe fähig sei? Und gar das Volk, der Bauer...?"

"Ihre Ausschließlichkeit ist sehr übertrieben. Vergleichen wir einmal sachlich. Legen Sie zu diesem Zweck Ihren Snobismus, auf den Sie als Mann von Welt ein Recht zu haben glausben, einen Augenblick zur Seite. Vergessen Sie dabei auch nicht, daß wir in den Vergen sind und sehr weit weg vom Klatsch des Faubourg Saint-Germain... Die reichen Schichten, imsmer nur Reichtum und Luxus..."

Es regnete. Ein herber Wind blies im Tale. Müßig und ein wenig ermattet von den Bergfahrten der letzten Tage waren wir im Begriff, den Nachmittagskaffee auf der Terrasse des Hoetels Monte-Rosa in Zermatt einzunehmen. Ein junges Pärchen auf der Hochzeitsreise, die de Lavan, vom schlechten Wetter ebenfalls in ihrem Wanderdrange behindert, hatte sich uns angeschlossen.

Nichts zeigt mehr die Macht der Erziehungsfraft zwischen Menschen gleicher Gesinnung als ein Regentag in den Bergen. In der Tat, alle diese Fremden hier, die sich für gewöhnlich doch herzlich gleichgültig waren, hatten sich heute gleich uns um die kleinen Tischen gruppiert und unterhielten sich mit großer Lebhaftigkeit. Stets hatten sich Landsleute zusammengefunden, selbst ein wenig geübtes Auge vermochte die verschiedenen Nationen durch ihr Aussehen zu unterscheiden. Deutsche, Franzosen, Engländer, Russen und Amerikaner waren in buntem Wirrwarr vertreten.

An unserm Tische stritten wir uns über die Liebe, nachdem wir eine scharfe Kritik über die Politik des neuen Kabinettes von unserem Freund, dem Deputierten Gaillard, angehört hatten. Ich weiß nicht mehr genau, bei welcher Gelegenheit de Rogières, ein junger Freigeist, dessen aristokratisches Benehmen uns alle für ihn eingenommen hatte, mit einem Mal einen heftigen Angriff unternahm gegen das, was er gewöhnliche Liebe nannte. Er versuchte durch feinfühlige Paradoxa die Beweiskraft seiner Behauptungen aufrecht zu erhalten.

"Die Liebe kann weder wahr noch schön sein ohne Geld und ohne Luxus."

Eine ungeheuerliche Behauptung, die leicht zu widerlegen war, die er aber mit Starrföpfigkeit verteidigte. Marcel Daurat, ein sehr in Mode gekommener Schriftsteller, war sein Widersacher.

"Also", fuhr de Rogières fort, indem er mit einer nachlässigen Geste auf ein Feld zeigte, wo Frauen und Männer im Regenwetter arbeiteten, "Sie behaupten allen Ernstes, lieber Meister, daß diese Leute da, diese Bergbewohner, lieben können?"

"Sicherlich. Was Sie bisher vorbrachten, hält der Wirklichkeit nicht stand. Man findet immer

^{*} Aus "La croix du Cervin" Pahot, Lausanne.

eine ganze Menge ebler Gefühle auch in der allerschlichtesten Liebe. Warum die Feinheiten der Seele bei diesen Menschen leugnen wollen? Warum dei diesen Frauen die wahre Schwungstraft der Liebe, die sie gegen den Mann ihrer Wahl treibt, wegstreiten? Warum sie zum Rang des unvernünftigen Tieres erniedrigen? Rur weil sie grobschlächtig gekleidet sind und eine harte Tagesarbeit leisten müssen? Nur weil sie ohne Erziehung von elementareren Gefühlen beherrscht werden und nicht einmal den allergeringsten Luxus kennen? Lieber Freund, es gibt wenig Weltmenschen, die diesen da gleichkommen..."

De Rogières hörte kaum hin und hing seinen

eigenen Gedanken nach. Er platte los:

"Ich glaube, daß diese Leute nur durch den Instinkt gegeneinander getrieben werden, aber daß Liebe dabei sei, das kann ich niemals glauben. Wie können Sie überhaupt so sprechen, Meister, der Sie doch ein so seiner Seelenkenner sind?"

De Rogières hüllte sich in den Rauch einer

orientalischen Zigarette.

Es entstand eine kleine Pause. Wir fühlten, daß Daurat etwas zu sagen hatte und warteten. De Rogières war überrascht durch dieses Schweischen und wollte eben in der Darlegung seiner überspannten Theorien fortsahren, als der Meisster mit einem Male ausries:

"Dort geht die Witwe!"

Wir folgten der Richtung seines Blickes und sahen auf dem steinigen Wege eine Frau vorbeisschreiten durch Regen und Wind. Eine alte Frau, eigentlich nur noch ein kläglicher überrest einer alten Frau. Ein kleines zerknittertes Gesicht, das von einem wollenen Tuch umrahmt war. Weiße, nasse Haarsträhnen flatterten um den Hals. In dieser trostlosen Landschaft, die ganz ohne Himmel und Helle war, beim Klatschen des Wassers gegen die Scheiben und dem Klagen des Windes im Kamin der Halle, wurde uns das alte Weib wirklich zu einer mustischen Erscheinung.

Sie rief uns ein beklagenswertes Leben voll Elend vor die Augen und ließ unser Herz mitleis dig für sie schlagen. Aber wir erschauten in den schwarzen Augen einen Glanz, der nichts von der Erniedrigung eines vom Dasein versklavten

Menschen zeigte.

"Ich glaube Sie versichern zu können," sagte Daurat, "daß die Witwe eben vom Matterhorn oder vielmehr von seinem Fuße zurückkommt."

Wir blickten einander mißtrauisch und erstaunt

an. Unsere Verwunderung erreichte jedoch ihren Höhepunkt, als der Schriftsteller fortsuhr:

"Meine Herren, diese Frau, diese widerwärtige Alte, die Ihnen als die übelste Karikatur des schönen Geschlechtes erscheinen muß, ist die größte Liebende, die ich je kennen gelernt habe. Wir sprachen von Liebe. Also hören Sie diese Geschichte! Sie wurde mir letztes Jahr von dem Gemeindepfarrer erzählt, der sie seinerseits von seinem ehrwürdigen, schon längst toten Vorgänger vernommen hatte. Auch Sie, Herr de Rogières, achten Sie genau auf diese Erzählung. Sie ist die beste Widerlegung Ihrer Behaup=

tungen.

Vor vierzig Jahren war Veronika Matten ein blutjunges Mädchen. Ihr Liebhaber hieß Antonius Riffelauber und war der Sohn einer Führer= und Schmugglerfamilie. Veronikas El= tern waren Hirten. Die beiden Familien stan= den in keinen guten Beziehungen zu einander. Die Matten liebten die Riffelauber nicht, und die Liebenden mußten viel List anwenden, um sich ungestört treffen zu können. Im Sommer wanderten sie während Stunden auf steilen Geißpfaden, um sich zu sehen. Antonius mußte beim Morgengrauen wieder in der Hütte sein, um das Vieh zu beforgen und Veronika zur sel= ben Zeit schon wieder im Tal. Der Winter hemmte ihre Wünsche stärker, stachelte aber um so mehr die Leidenschaft auf. Einer solchen Liebe gegenüber gab es keine Flucht, sie war stärker. Und schließlich, warum ihr auch entrinnen wol= Ien? Ift die Leidenschaft nicht das Schönste un= feres Lebens?

Rurz, der brave Pfarrer tat das Seine, und es gelang ihm, die zwei Familien zu versöhnen. Es wäre auch ein Verbrechen gewesen, die beis den Kinder nicht zu verheiraten. Im nächsten Frühjahr wurden sie ein Paar. Glauben Sie mir, daß die zwei ihr Glück verdienten! Antonius war ein hübscher Bursche von zweiundzwanzig und seine Frau eine wundervolle Brüsnette von zwanzig Jahren.

Fünf Jahre verflossen, fünf Jahre einer leis denschaftlichen Liebe, die so glühend war wie der Föhn, dieser sinnverwirrende Wind, der an geswissen Abenden über die Berge segt. Nach fünf Jahren aber verunglückte Antonius tödlich.

Ich muß hier beifügen, daß Antonius Bergführer war, und daß das Geld, das er bei diesem rauhen Gewerbe verdiente, das Haupteinkommen des jungen Haushalts bildete. Aber Riffelauber war kein Führer nach der Art eines

Hoteldieners, die als recht gewöhnliche Kerle mit dem Hut in der Hand eine Tour erbetteln. Im Gegenteil, er war bekannt durch seine Erfolge in den Bergen und sehr gesucht durch die be= rühmtesten Bergsteiger jener Epoche. Außer sei= nen wirklich außerordentlichen Fähigkeiten als Aletterer schätzte man seinen offenen und fro= hen Charakter. Er liebte die Berge so stark wie eine Geliebte. Diese verzaubernde Leidenschaft flößte Veronika solche Furcht ein, daß sie das Unmöglichste versuchte, um ihren Gatten im Tale zurückzuhalten. Aber weder die Feldarbeit, noch das Vieh, noch der Plan, einen Kaufladen aufzutun, konnten ihn von den Bergen abkeh= ren. Sie können sich denken, in was für Angst= zuständen Veronika während der Sommerzeit lebte. Die Leidenschaft zu den Bergen wandelte sich bei Antonius rasch zu einem Rausch in der Gefahr und verwischte in seinem Gehirn die Grenze zwischen Vorsicht und Tollkühnheit. Die arme Frau ahnte sehr wohl, daß ihr Gatte eines Tages werde daran glauben müssen, aber doch nicht schon mit siebenundzwanzig Jahren. Die Tragödie war furchtbar.

In jenem Sommer begleitete Antonius zwei Engländer, die außerordentlich gute Kletterer waren. Sie hatten miteinander das Weißhorn und das Täschhorn erstiegen, die Dent d'Hérens auf neuem Wege und die Dent Blanche über den Ferpèclegrat erklommen. Diese Besteigungen, die damals als fast unmöglich angestaunt wur= den, dienten zum Training für eine längst projektierte Ersteigung, kühner und erschreckender noch als die Vorhergegangenen: Das Matter= horn über die Nordwand. Vor dem entscheiden= den Angriff wollte sich Antonius Aufklärung holen über gewisse kritische Stellen dieses Abgrundes, der auf Zermatt niederblickt. Um die= ser Erkundigungsfahrt noch einen heroischen Schimmer zu geben, schlug Kiffelauber den Engländern vor, sie wollten dem Furggengrat bis zu den "Roten Felsen" folgen und dann die furchtbare Nordwand zum Zmuttgrat queren, den man schließlich im Abstieg benützen würde. Die Engländer nahmen natürlich diesen uner= hörten Vorschlag an und hielten sich zum Aufstieg bereit. Auf dieser Erkundigungsfahrt ver= unglückte Antonius.

Die Karawane hatte die Nacht auf der Staf= felalp zugebracht. Vor dem Morgengrauen schon war sie gegen das Furggenjoch aufgebrochen, und um acht Uhr hatte man sie durch das Fern= rohr von Zermatt aus beobachtet, wie sie im Be-

griff war, die obere steile Böschung unter der Schulter langsam zu erklimmen. Dann ver= steckte der Nebel den Berg, und man verlor die Partie aus den Augen. Zwei Stunden später entdeckte man die Männer auf dem Firn der Schweizer Schulter. Sie hatten diesen Standpunkt über breite Plattenwände, wilde Felsen und steile Couloirs erreicht. Nun sollte man die drei Rühnen nicht mehr sehen, wenn nicht zer= schmettert und tot, denn der Nebel wurde immer dichter, senkte sich und verhüllte die Spite gänzlich. Was ereignete sich wohl? Niemand konnte es sagen, denn es befanden sich an jenem Mor= gen keine anderen Bergsteiger am Matterhorn.

Für meinen Teil nehme ich folgendes an: Un= tonius ließ sich durch das Herannahen des schlech= ten Wetters keineswegs erschrecken und war von seinem Plan, den Zmuttgrat durch das Queren des Daches zu erreichen, nicht abgewichen. Die= jenigen unter uns, die den Berg bestiegen ha= ben, erinnern sich sicherlich an jenen gähnenden Abgrund und können sich wohl nicht ohne ein inneres Erschrecken diese Seilgruppe von drei jungen Leuten vorstellen, die sich ihren Weg über diese von Glatteis leuchtenden Hänge bahnen mußte. Und dazu noch der Nebel und wer weiß, ein Sturmwind und Schneeböen! Es war ver= rückt, reiner Wahnsinn, Gott versucht und den Teufel. Aber ich muß auf meine Erzählung zu= rückfommen.

Der Besitzer der Herberge in Zermatt hatte eben sein Mittagessen beendet, als man ihm einen wild atmenden Schäferbuben zuführte. Der Junge hatte von der Flanke des Hörnli aus, wo er seine Tiere hütete, eine Lawine über die Nord= wand des Matterhorn heruntersausen sehen. Un= ter den Trümmern lagen zwei schwarze, große, langgestreckte Steine. Diese Tatsache schien ihm eigentümlich, denn die Lawinen sind an jener Wand sehr selten. Der junge Hirte hatte sofort eine Verbindung zwischen diesem Ereignis und dem tollfühnen Versuch von Antonius herge= stellt, dessen Plan er kannte.

Betroffen durch diese Mitteilungen eilte der Gastwirt zum Teleskop und erkannte nun schnell in diesen Steinen menschliche Körper. Es war kein Zweifel mehr, daß sich ein Unglück zuge=

tragen hatte.

Die Hilfsmannschaft hob noch am gleichen Abend die gräßlich verstümmelten Leichen der zwei Engländer auf. Vom Führer fand sich nichts, nicht die allergeringste Spur. Gin Seil= rest, der noch an einer der Leichen hing, schien von einer scharfen Felskante glatt durchschnit= ten.

Man begnügte sich vorerst damit, die Leichen in Säcke zu verpacken und stieg zur Staffelalp ab.

Die Nachricht des Unglücks hatte sich äußerst schnell im Tal verbreitet. Die bestürzten Bergbewohner besprachen es in Gruppen auf den Straßen und blickten finster zum Matterhorn, das die Nacht schon mit ihrem Mysterium umschlossen hatte. Als eine der ersten hatte Beronisa die Katastrophe ersahren, und als sie endslich begriffen hatte, daß die zwei Unglücklichen die Gefährten ihres Mannes gewesen waren, daß man aber von ihm selbst noch nichts wußte, war sie wie eine leblose Masse ohnmächtig hinsgesunken.

Im Morgengrauen des nächsten Tages ging die junge Witwe gestikulierend und mit fliegenden Haaren bergan. Sie muß selksam ausgesehen haben, diese Frau, die vom mörderischen Berge den Leichnam ihres Mannes zurücksorderte. Die Stunde war leuchtend heiter. Das Morgenrot berührte den Schnee, die Gipfel zeichneten sich kraftvoll gegen die klaren Horizonte. Das Tal schlief noch unter einem bläulichen Schleier.

Veronika kam zu spät auf die Staffelalp. Die Rettungskolonne war schon weg. Um so schlimmer, sie würde sie schon wieder erreichen. Sie wanderte weiter gegen den Schwarzsee. Die Füße schmerzten sie. Zwei-, dreimal machte sie einen Fehltritt. Weiter oben, als der Grat sich verslachte, begann sie zu laufen. Vor ihr zeichnete das Matterhorn seine üppige Phramide in einem smaragdenen Himmel ohne Wolken. Der Neuschnee der Nacht hatte die höchste Spize verzuckert, und die seuchten Flanken spiegelten sich im Sonnenlichte. Aber die junge Frau rannte immer noch besinnungslos und mit offenen Haaren dem furchtbaren Berge entgegen, der don so viel friedlicher Heiterseit umgeben war.

Die Führerkarawane wollte eben den Gletscher betreten, als Veronika sie erreichte. Die Männer blickten sich überrascht und fast erschreckt an. Sie wußte es also schon, sie war schon da! Das Benehmen der Unglücklichen zeugte von ihrer bodenlosen Verzweiflung. Man band sie wortlos ans Seil und griff den Gletscher an.

Schon von weitem hatte Veronika die Säcke beobachtet, die sich als schwarze Punkte vom weißen Firn abhoben. Ein Schüttelfrost erfaßte sie. Aber sie wollte die Leichen sehen. Aus Mitseid schlug man die Tücher auseinander. Ein zerschlagener Schädel kam zum Vorschein, das Gessicht eine einzige Bunde. Auch der andere Kopf war häßlich entstellt. Veronika hatte nicht einmal gezuckt. Der schauerliche Anblick schien sie in keiner Weise zu erschüttern. Aber als sie ihre Leichenschau beendet und sich überzeugt hatte, daß wirklich kein dritter Sack mit der Leiche von Antonius da war, daß man ihr also nichts versbarg, da richtete sie sich auf, dem leuchtenden Matterhorn entgegen, erhob die Fäuste und begann zu heulen wie ein todwundes Tier.

"Ich habe nie etwas Entsetlicheres gehört", jagte mir einer der Führer, "als die Schreie dieser Frau, die in den Abgründen widerhallten und sich zugleich aufwärts von Fels zu Fels zu heben schienen gegen den mörderischen Gip= fel. Oh, ich werde mich mein Leben lang daran erinnern. Wäre das Wetter wenigstens grau ge= wesen, dann hätte uns dieser Anblick weniger erschüttert. Aber der Himmel war blau und voll Sonne, einer der schönften Tage des Sommers. Dh, dieser Schmerz, dieser Schrei aus tiefster Seele. Hören Sie, ich selbst habe die vier Toten letztes Jahr am Lyskamm gefunden, einer war mein Vater, ein anderer mein Bruder, aber ich schwöre Ihnen, daß mich dies weniger tief be= eindruckt hatte."

Durch den trostlosen Anblick der verzweifelten Frau ergriffen, boten sich die Männer ohne wei= teres an, die nächstliegenden Gletscherspalten zu durchsuchen in der Hoffnung, den Körper des Führers zu finden. Veronika aber verlangte, daß man sie selbst in die Eisklüfte hinunterstei= gen lasse. Man band sie an ein hundertundfünf= zig Meter langes Seil. Mehr denn sechsmal ließ man sie ins bläuliche Halbdunkel mit sei= nen fristallfunkelnden Eismauern gleiten. Arme Veronika! Sie entstieg diesen Kälteschlünden bleich, mit Schnee und Eiswasser bedeckt, atem= benommen durch den Druck des Seiles. Und schon mußte man sie wieder zur nächsten Spalte führen. In die blaue Leere hinein, zwischen den phantastischen Eisfransen glitt die Frau immer tiefer. Bei einem vereinbarten Signal zogen die sich fest verstemmenden Führer in langsamen, gemessenen Zügen das menschliche Paket wieder aufwärts, das sich haltlos um sich selber drehte. Beim Hervortauchen aus der letzten Spalte war Veronika ohnmächtig und wie tot. Die Erregung und die Erfolglosigkeit hatten sie ganz vernichtet.

Spät hielt die traurige Karawane ihren Ein-

zug im Dorfe. Die Führer zogen die Säcke auf einem Heuschlitten.

Die zwei Engländer wurden auf dem kleinen Friedhof in Zermatt begraben, und der Pfarrer, der die Heirat von Antonius gesegnet hatte, las nun eine Messe für die Seelenruhe des Versichwundenen. Veronika wohnte dieser Zeremonie nicht bei. Der schreckliche Nervenschock, der sie auf dem Gletscher niedergeworfen hatte, zwang sie, während langer Monate das Bett zu hüten.

Die Rückkehr zum Leben vollzog sich sozusagen unbewußt. Veronika machte sich wacker an die Arbeit. Man sah sie wieder auf dem Felde und am Waschtrog. Aber sie war aufbrausend und unruhig, ihre finstere Schweigsamkeit entfernte sie von den Waschweibern. Schön war sie im= mer noch und in voller Jugendfraft, und doch schlug sie jede auch noch so ehrbare Partie aus und kümmerte sich um keinen Antrag. Man dachte zuerst: "Das wird nicht lange anhalten. Sie wird sich beruhigen und wieder Geschmack am Leben finden, sie wird sicherlich einen ehr= lichen Menschen heiraten." Aber als man sah, daß ihre Anhänglichkeit an den Toten übergroß war, da begann man zu denken: "Sie wird beflagenswert einfältig!" und man hatte. Mit= leid mit ihr.

In der Tat dachte die Witwe nur an ihren Heißgeliebten und opferte dieser Fllusion ihr junges Leben: Antonius war da, sie sah ihn, sie fühlte ihn, sie sprach mit ihm und lächelte ihm zu. Er trug in ihre Seele eine große Stille und füllte ihr verzweiseltes Herz mit unstischer Freude.

Ihr Freund, der Pfarrer — einer der wenisgen Menschen, deren Freundschaft sie sich erhalsten konnte — besuchte sie regelmäßig. Man sah sie auf der Bank vor der Hütte sizen, unwillskürlich das Matterhorn betrachten und geruhsam von vergangenen Beiten sprechen. Es war dieser ehrwürdige Mann, der eine wahrhaft göttliche Eingabe hatte, als er sah, daß diese Seele sich jeden Tag mehr in ihre Sehnsucht versenkte.

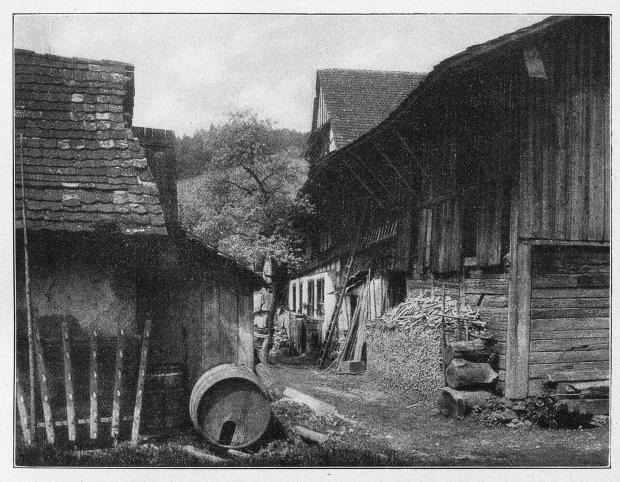
"Veronika", sagte er zu ihr, "wenn unsere Vermutungen richtig sind, so ruht dein armer Gatte im Matterhorngletscher. Nun höre gut zu. Die Gletscher rücken vor und weichen wieder zu=rück. Über kurz oder lang wird dieser verfluchte Gletscher sein Opfer wieder hergeben müssen, und wenn dieser seierliche Augenblick heransfommt, mußt du bereit sein, um den Körper von Antonius in Empfang zu nehmen."

Die Witwe zuckte bei diesen Worten zusammen und erbleichte, als sie an die zwei Jahre dachte, die verflossen waren seit dem Unglück. Wäre ihr Antonius nicht schon unwiderruflich für sie verloren, wenn er in dieser Zeitspanne von seinen eisigen Banden befreit worden wäre?

Am nächsten Tage, schon beim Morgengrauen, brach Veronika auf. Sie wollte von neuem mit dem Matterhorn um ihren Gatten kämpfen. Diesmal aber wurde sie von einer inneren Glückseligkeit durchleuchtet. Ja, sie war Witwe, die Witwe eines getöteten Führers, der auf ge= heimnisvolle Art von diesem Zauberberg zurückgehalten wurde, aber es schien ihr, als ob sie nun bald diesen von den Bergen ihrer Liebe entriffenen Mann wiederfinden würde, ja sie war davon schon ganz überzeugt. — Er wird daliegen, auf den Steinen ausgestreckt, bleich und lächelnd in seiner männlichen Schönheit, ein Held, ein junger Führer, ein Opfer der Aflicht. Sie wird bei dem Toten niederknien, sie wird seine braunen Haare streicheln, sie wird ihre lebensheißen Lippen mit seinen marmor= kalten vereinen und zu ihm sagen: "Mein An= tonius, mein Geliebter ist mir wiedergegeben!" Sie wird ihn in den Armen halten wie eine Mutter ihr kleines Kind. Sie wird ihn wiegen und liebkosen. Oh die Freude, den geliebten To= ten endlich in der Nähe zu wissen! Kaum zwei Schritte von der Hütte entfernt wird er seinen ewigen, friedlichen Schlummer auf dem Friedhof seiner Vorfahren schlafen, und sie, Veronika, wird nicht mehr dieses erschreckende Gefühl ha= ben müffen, daß er allein und häßlich entstellt, blutend in der Tiefe eines Abgrunds liegt, ein paar unheimliche Dohlen, die ihn umkreisen, als Todesbegleiter ...

Arme Veronika! Diese unklaren und trügerischen Hoffnungen trübten ihren Geist, und halb weinend, halb lachend kam sie auf die Staffelalp.

Von dieser Alp aus wanderte sie gegen den Gletscher in der Richtung des Nordgrates, wo man die Leichen der Engländer aufgehoben hatte. In halber Söhe zwischen dem Rasen und dem Gletscherboden begann sie von rechts nach links zu suchen, stöberte hinter allen Felsblöcken herum, durchsuchte die Moränen und die Bacherinnen. Fast wäre sie von einem Gissturz erschlagen worden. Aber sie setze tollkühn ihre Jagd fort wie ein Spürhund, der eine Fährte wittert. Sie näherte sich mit der Zeit dem Glets



Alter Winkel in Weiningen bei Zürich.

Phot. Sans Edftein, Bürich.

scher, dessen Beginn aus einer glatt polierten, drohenden Mauer bestand, von der beständig Steine niederstürzten. Dort angekommen, mußte sie anhalten. Die grünliche Wand war viele hundert Meter lang und verhinderte jeden Anstiegsversuch. Übrigens war ihr dies gleichgültig. Antonius befand sich ja nicht auf der Oberfläche des Gletschers, an seinem Ende mußte der Leich= nam zum Vorschein kommen. Sie durchstreifte noch ein paar Firnfelder, dann setzte sie sich müde und entmutigt auf einen Fels und war= tete, den Blick auf die Eismauer geheftet, wie wenn sie das grünliche Dickicht durchdringen könnte, um eine menschliche Gestalt zu entdecken. Sie wartete bis spät abends und stieg dann taumelnd zu Tal. Diese Rückkehr, diese Nieder= lage! Der Sieg des Matterhorns über ein Frauenherz!... Das Tal war schon voll Schat= ten und Stille, als Veronika es durchschritt. Trä= nen flossen aus ihren Augen, und ihr Herz war wie Blei.

Der vortreffliche Pfarrer hatte richtig erraten. Diese Pilgerschaft, dieser Kalvarienweg wurde zum einzigen Lebenszweck der Witwe. Der Wunsch der nächsten Wiederkehr zum Gletschersgrabe richtete sich gebieterisch immer wieder auf und tötete die Sehnsucht der ersten Jahre nach den Freuden des Daseins. Veronika war besessen von der Pflicht, bereit sein zu müssen, wenn der Tote, von der Umarmung des Gletschers bestreit, auf die Felsplatten geworfen würde.

Jahr um Jahr verging, und während einer Witwenschaft von fast einem halben Jahrhunsbert beschritt Veronika mehrere Male im Sommer ihren Leidensweg, niemals matt oder hoffsnungsloß, und immer noch liebend.

Ist es wohl notwendig, beizufügen, daß diese seltsamen Vilgerfahrten zu gar nichts geführt haben? Der Leichnam liegt noch in seinem Firns grabe... oder anderswo... und die armen ausgetrockneten Hände der Witwe hoben sich stets vergebens gegen den Gletscher und den dämonisschen Berg.

Ich kenne Veronika...

Wir spazierten eines Abends philosophierend umher, der Pfarrer und ich, als wir ihr plötzlich bei einer Wegbiegung begegneten. Der Priester hielt die alte Frau an, die zu fliehen suchte, als sie mich sah. Ich drückte ihr die Hand, unsendlich erschüttert von einer fast religiösen Achstung beim Anblick eines so tiefen Schmerzes und einer so machtvollen Liebe...

"Und Antonius?" fragte der Pfarrer.

"Immer noch nichts," antwortete die Witwe, "aber ich glaube, daß wahrscheinlich nächstes Jahr..."

Thre Augen entzündeten sich in einer Freude und Zuversicht, darinnen die Entsagung ihrer ganzen toten Jugendzeit brannte. Meine Herren, das ist Veronikas Liebe, die sicher den empfindsamsten Feinheiten unserer schönen Weltdamen gleich kommt, die im Schmucke von Luxus und Reichtum leben. Wie denken Sie darüber, Herr de Rogières?"

De Rogières antwortete nicht. Die junge Frau de Lavah aber sagte mit verwirrter Stimme:

"Ich stelle mir mit Entsetzen den Tag vor, an dem Veronika als achtzigjährige Liebende den Körper ihres siebenundzwanzigjährigen Gatzten wiederfinden wird... Er ist durch die Gletzscherkühle so frisch erhalten, als ob er erst am selben Worgen abgestürzt sei. Er blüht noch in seiner ganzen männlichen Schönheit. Welch eine furchtbare Liebesbegegnung!..."

Überm Rhein.

Uberm Rhein das Waldgebirge Mit der einsamen Rapelle, Uberm Waldgebirg der Vollmond, Ringsum weißer Wölkchen Helle, Und der Strom wie schäumend Silber, Drüber leichte Schatten ziehen, Freudenschüsse in den Reben, Ferne Waldhornmelodien,

Wetterleuchten weit im Westen, Und vom Strand der Dust der Bäume — Ist's ein Wunder, wenn die Seele Sich verliert in Sehnsuchtsträume?

Jacob Burdhardt.

Optimismus.

Von Max Hahek.

Ob die Welt, in der wir leben, wirklich die beste aller Welten ist, wie der Philosoph Leibnitz in seiner "Theodicee" dartun wollte, mag be= zweifelt werden, weil wir die anderen Welten nicht kennen. Aber dem Genie, das den uner= hörten Planeten Erde schuf — er ist ja nur ein kleiner Planet, wie groß seine Wunder auch sein mögen! — dem Genie, das die Erde mit ihrem ganzen Drum und Dran ins All schicken konnte, ist zuzutrauen, daß es Welten zu schaf= fen vermochte, auf denen es keine Erdbeben, Blitschläge und Hagelwetter gibt, keine Lebe= wesen, die an Schnupfen, Kopfweh oder Bauchschmerzen leiden und als Opfer von Mücken= stichen oder Bazillen elend hinsterben. Es ist vielmehr anzunehmen, daß es unter den ungezählten Welten des unendlichen Raumes auch richtige Sterne des Glücks gibt, Wohnplätze wunderbarer Geschöpfe, die aus Licht und Ather gewoben sind, Zeit und Raum nicht kennen und in ewigen Wonnen schweben, Selige, von ewisger Liebe genährt und ewige Liebe verströmend. In, Sterne, darauf arkadische Geschöpfe lesben, von denen Goethe geträumt haben mag, als er die schildernden Zeilen schrieb:

Hier ist das Wohlbehagen erblich, Die Wange heiter und der Mund, Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich, Sie sind zufrieden und gesund.

Wie gesagt: ob unsere Erde die beste aller Welten ist, mag bezweiselt werden. Wir kennen die anderen Welten nicht. Buddha, der große Seher, sah in unserer Welt eine Welt des Leisdens, eine Welt des Wahns, erhalten von tollen Kräften blinder Begier. Und sein Evangelium pries die Überwindung dieser Begier, die Aufshebung des Willens. Jesus setzte diesem "Nein!" des Inders allerdings das strahlende "Ja!" göttlicher Verheißung und unbegrenzten Glaubens entgegen, nicht, indem er die Welt, in